

Nr. 11.

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile.

Land und Leute am Kilimandscharo.

Von

Missionar J. Raum.

10 Pfennige.

Fortlfd. Verl.-Nr. 134.

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile. Nr. 11.

Land und Leute am Kilimandscharo

Von

Missionar J. Raum

Mit 9 Bildern



Leipzig 1910
Verlag der Evang.-luth. Mission

Fortlfd. Verl. Nr. 134.

Inhaltsverzeichnis.



Der Kilimandscharo von Süden aus gesehen.

Land und Leute am Kilimandscharo.

Von Missionar J. Raum.

1. Der Kilimandscharo.

Lieber Leser, ich möchte dich heute an den Kilimandscharo führen, den Bergriesen, der sich, 290 km vom Indischen Ozean entfernt, im Norden unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika erhebt. Es ist der höchste Berg deutscher Erde, und wir Deutschen dürfen auf seinen Besitz stolz sein.

Was der Name Kilimandscharo eigentlich bedeutet, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Das Wort stammt aus dem Suaheli, der Sprache der Küstenneger, die den Berg lange vor der deutschen Besitzergreifung auf ihren Karawanenzügen oft besucht haben. Man hat für den Namen Kilimandscharo zwei Erklärungen aufgestellt: Berg des Geistes, oder Geisterberg, und Karawanenberg. Die letztere Bedeutung hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich.

Ich wünschte, du könntest sie heute mit Augen schauen, die Majestät und Schönheit des Bergriesen, auf dessen südlichen, mählich nach der Steppe zu abfallendem Abhang wir wohnen dürfen. Meine Beschreibung wird dir ja nur eine matte Vorstellung davon vermitteln können. Fast 6000 m hoch ragt er in die Lüfte, weit über Montblanchöhe, der eine der beiden Gipfel mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Wunderbar ist der Anblick des Berges im Abstand einiger Tagereisen, wenn man von einer der beiden Hafenstädte Tanga oder Mombasa aus durch die ostafrikanische Gras-, Busch- und Baumsteppe auf ihn zuwandert. In ungeahnter Höhe, oft über mächtigen Wolkenbänken im blauen

Äther schwimmend, leuchtet die weiße Kuppe des Kibo, des höheren der beiden Gipfel, wie in überirdischem Glanze, Schauer der Anbetung weckend in der Brust des Wanderers, der von einem Schöpfer weiß. — Daß der Berg in massigem Aufbau einzeln und unmittelbar aus der Steppe aufragt, läßt die Wucht seiner Erscheinung ungehindert zur Geltung kommen. Wie ein König erhebt er sich über die niedrigeren Bergketten von Pare, Usambara und Taita.

Und kommt man näher, so erquickt das Auge des Wanderers, der aus der fiebrigen, sonnendurchglühten Steppe kommt, der Anblick der reichen, üppigen Vegetation, die den Berg umgibt wie ein Königsmantel. Zwar am Fuß des Riesen klettert noch die Busch- und Grassteppe der Niederungen empor bis in eine Höhe von etwa 1000 m. Darüber aber dehnen sich die saftigen, dichten Bananenpflanzungen der Eingeborenen. Hinwegkletternd über unzählige Höhenrücken und Bergrippen, zwischen denen wiederum zahlreiche, tiefe Furchen, die Kilimandscharoschluchten, eingeschnitten sind, ziehen sich diese Pflanzungen wie ein breiter, frischgrüner Gürtel um die ganze, dem Reisenden zugewandte Südseite des Berges. Oberhalb dieser zwischen etwa 1000 bis 2000 m über dem Meer gelegenen Kulturzone der Eingeborenen liegt, 5—6 Stunden breit, der Urwald, der Gürtelwald des Kilimandscharo, der durch sein dunkleres Grün sich lebhaft von dem Pflanzungsgürtel abhebt. Auch aus den Pflanzungen der Eingeborenen selbst erheben sich zahlreiche hohe Bäume und Baumgruppen, so daß das Dschaggaland den reizvollen Eindruck eines großen lichten Waldes oder eines Parkes macht. Ist das Wetter klar, so entdeckt man über dem Urwald, der in etwa 3000 m Höhe sein Ende erreicht, noch große Gras- und Wiesenflächen, die an die Matten unserer europäischen Hochgebirge erinnern. Auf diese Graszone des oberen Berghanges endlich folgt das Sattelplateau des Kilimandscharo, eine breite Hochfläche, die ein ungeheures Stein- und Aschenfeld darstellt mit nur kümmerlichen Resten von Vegetation, denn diese Hochfläche hat die Höhe des Montblanc. Erst dieser Hochfläche sind die beiden Gipfel aufgesetzt, die majestätische Kuppel des Kibo und der furchtbar zerklüftete, bis jetzt noch unbestiegene Mawensi mit seinen steilen Graten und seinen unzähligen Felstürmen, Zinnen und Zacken. Während auf diesem östlichen Gipfel eben wegen seiner ungeheueren Steilheit Schnee nur vorübergehend haftet, ist das Haupt des Kibo von einer Eishaube bedeckt, die Prof. Dr. Hans Meyer auf 60 m durchschnittliche Dicke schätzt.



Wasserfall bei Moschi.

Tief eingeschnittene Täler, an deren steilen Hängen schöne Gruppen von wilden Dattelpalmen oder Bananen wachsen, ziehen sich vom Urwald zur Steppe nieder, wo sie sich ausflachen. Die größeren von ihnen bilden Landschaftsgrenzen. Da drunten stürzen rauschende Bergbäche niederwärts, oft über mächtige Felsblöcke hinweg. Allerdings stehen die verschiedenen Landschaften an Wasserreichtum einander nicht gleich. Die schönsten und fruchtbarsten Kilimandscharolandschaften sind ohne Frage die direkt unter dem Kibo gelegenen, nämlich Madschame und Kiboscho; auch Mamba und Marangu, die vom Mawensi überragt sind, haben zahlreiche Bäche. Das unter dem Sattelplateau gelegene Moschi, sowie die an der Seite, im äußersten Westen und Osten gelegenen Landschaften Schira und Rombo sind arm an fließendem Wasser.

Großartig ist der Blick, den man in der Höhe von 1400 bis 1500 m, wo die Missionsstationen liegen inmitten der Bananenpflanzungen der Eingeborenen, genießt. Welcher Kontrast: Über uns ein Reich von Schnee und Eis, in dem nichts Lebendes mehr existieren kann, und unter uns die weite Steppe mit ihrer Sonnenglut, ihrer tropischen Tier- und Pflanzenwelt. Aus ihr steigt der Riesenberg empor wie eine Insel aus dem Ozean. Tagereisenweit schweift der Blick in die Ferne, dort wieder begrenzt durch blaue Berge: im Westen durch den gewaltigen Kegel des Meru, der vom Kilimandscharo durch einen eine Tagereise, d. h. 6 bis 8 Stunden breiten Steppenstreifen getrennt ist; uns gegenüber jenseits der Kilimandscharoniederung zieht der niedere Randwall des öden Masaihochlandes, die Litemaberge, in großem Bogen küstenwärts; im Südosten ragt steil und starr die ungeheuere, 2000 m hohe Gneismauer des Paregebirges auf. Aber auch die Kilimandscharoniederung unter uns, welch ein abwechslungsreiches Bild gewährt sie doch. Sie ist keineswegs eine öde Wüste, durchziehen sie ja die Gewässer des Kilimandscharo und Meru, die sich am Fuß des Paregebirges im Pangani sammeln; schmale grüne Streifen Waldes bezeichnen ihren Weg. Bunt wie ein Teppich ist die Kilimandscharosteppe: weite Grasflächen wechseln ab mit Busch und Strecken geschlossenen Waldes. In der heißen Zeit, wenn das Gras dürr geworden ist, gewähren uns die Steppenbrände allnächtlich einen zauberhaften Anblick.

Das K l i m a am Kilimandscharo ist im ganzen ein auch für den Europäer gesundes zu nennen und zwar vor allem aus dem Grunde, weil die tückische Malaria nicht in jene Höhen dringt. Jahreszeiten gibt es eigentlich nur zwei: die heiße Zeit und die

Regenzeit. Die erstere, in der auch zu gewissen Perioden Regen fallen — alle Regen fallen in den Tropen zu bestimmten Zeiten; jeden dieser periodischen Regen bezeichnen die Eingeborenen mit einem bestimmten Namen — ist die Saat- und Erntezeit; sie dauert vom September bis Februar einschließlich. Die heißesten Monate sind Dezember, Januar und Februar. In dieser Zeit verläßt der Europäer um die Mittagszeit nur notgedrungen sein Haus und stets mit dem Tropenhut bewaffnet. Aber auch während dieser Monate bringen die Nächte eine erfrischende Veränderung der Temperatur; schwüle Nächte kennt man am Kilimandscharo nicht. Die Regenzeit wird durch häufige, zum Teil heftige Gewitter eingeleitet, die im März, wenn es hier in Deutschland Frühling wird, beginnen. Sie ist unser Winter am Kilimandscharo. Da ist der ganze Berg bedeckt von einer großen, dunkelschwarzgrauen Wolkenhaube; wochenlang sehen wir die Sonne oft nicht ein einziges Mal. Gewaltige Regengüsse stürzen vom Himmel, dann wieder hüllt uns dichter Nebel ein. Metallene Gegenstände setzen Rost an, Bücher und Stoffe schimmeln. Im Juni und Juli wird des Regens weniger, dafür herrscht desto mehr Nebel und Kälte. Europäische Gewandung kann man während dieser Zeit sehr gut vertragen, sogar das Heizen. Jedermann freut sich, wenn wieder eine Regenzeit überstanden ist. So regenreich der Kilimandscharo im allgemeinen ist, so kommen doch Jahre vor, in denen die Regenzeiten zwar nicht ganz ausfallen, aber doch mager sind, in denen daher auch empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln eintreten kann. Von üblen Folgen ist namentlich das Ausbleiben der die heiße Zeit unterbrechenden kleinen Regenzeit, die Ende Oktober und Anfang November fällig ist.

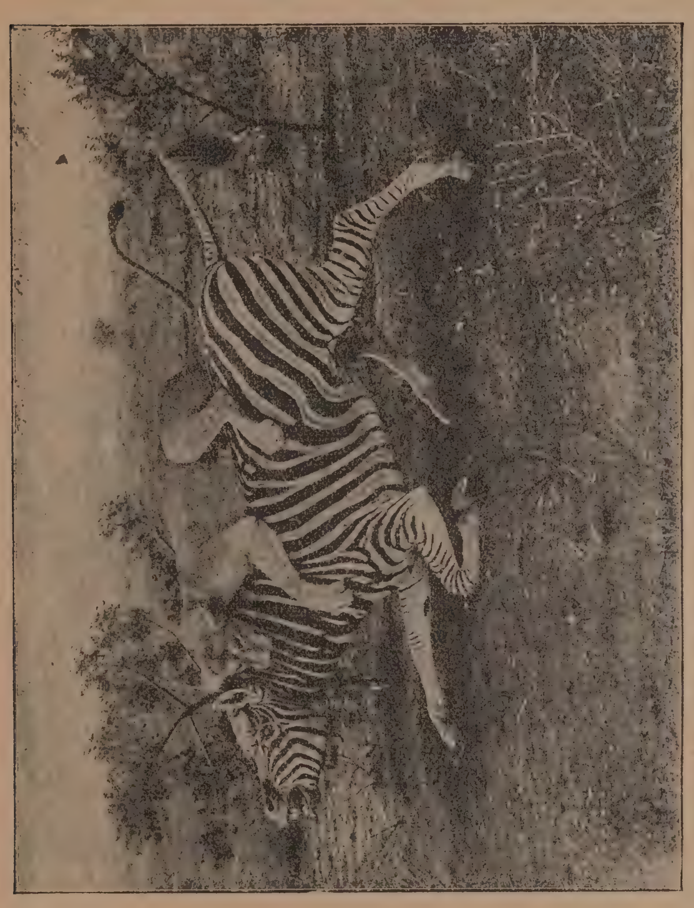
2. Das Tierleben.

Noch einiges über das Tierleben am Kilimandscharo. Von Raubtieren hat man gegenwärtig fast nichts mehr zu fürchten. In die schöne Terrassenlandschaft von Untermadschame, die unmittelbar über der Steppe sich erhebt, verirren sich hie und da Löwen. Selten findet sich am Berge mehr der Leopard, diese ebenso gewandte wie tückische Bestie, die in der Regel zu feige, den erwachsenen Mann anzufallen, Holz oder Gras sammelnde Frauen oder Kinder niederschlägt. Auch die früher so häufigen Hyänen haben sich sehr vermindert; ohne Zweifel scheuen die Tiere die Büchsen der europäischen Ansiedler. Schlangen trifft man zwar am Kilimandscharo nicht selten an, so z. B. die gras-

grüne Baumschlange, die bis zu 3 m lang wird, aber von Todesfällen durch Schlangenbiß hört man fast gar nicht. Ebenso ist kein Fall erhört, daß etwa die am Berg wie in der Steppe sich findende Riesenschlangenart — es ist die Pythonschlange, die eine Länge von 9 m erreichen kann — einen Menschen verschlungen habe. — Dem Mangel an Raubtieren entsprechend ist auch das jagdbare Wild am Berge spärlich vertreten. Es gibt 2—3 Arten kleiner Antilopen am Urwaldrand, Buschhühner, Tauben und in den Bächen manchmal Wildenten. Das kann ja bei der dichten Besiedelung des südlichen Kilimandscharohangs nicht anders sein. Auffallend tierarm ist der Urwald. Die früher zwischen Urwald und Steppe hin und her wandernden Elefanten sind jetzt ganz verschwunden. Ein interessanter Bewohner des Urwalds ist der prächtige Kolobusaffe, dessen Rücken glänzend schwarz gefärbt ist und der einen Mantel von langen, weißen Haaren trägt; auch der Schwanz ist weiß. Gänzlich harmlos und wehrlos, scheint das Tier der Ausrottung verfallen zu sein wegen seines schönen Kleides; vor den indischen Kaufläden sieht man oft viele Dutzende von Fellen zum Trocknen ausgebreitet. Dasselbe Schicksal droht dem Baumschliefer, der dem Murmeltier ähnlich ist und in den östlichen Teilen des Gürtellandes haust. Das dichte schwarzbraune Fell des kleinen Tieres gibt warmes Pelzwerk. Das Tier wird von den Eingeborenen in Fallen gefangen im Auftrag der Händler, an die die Felle in Bündeln von 10 Stück abgeliefert werden. Viele Tausende von Fellen sind bereits exportiert worden.

Eine wahre Landplage am Kilimandscharo sind die Wildschweine, welche die Erdfrüchte aus dem Boden wühlen, und die Hundsaffen. Der Hundspavian ist ein abgefeimter Räuber. In Herden fällt er in die Felder ein oder in die Bananenpflanzungen und richtet großen Schaden an. Das älteste Tier der Herde hält auf einem Baum oder einem andern erhöhten Punkt sitzend Ausschau und gibt bei Gefahr ein Warnungssignal. Besonders den Maisfeldern werden die Paviane gefährlich. Sind sie ungestört, so nehmen sie beim Abzug , wie ich hörte, unter jeder Achsel noch einige Maiskolben Vorrat mit. Dabei sind sie sehr klug. Den Eingeborenen, der ihnen nur Steine oder Knüttel nachwerfen kann, scheuen sie wenig. Dagegen lernen sie das Gewehr sehr bald kennen und sobald man sich mit ihm zeigt, sind sie verschwunden. Ich hatte nach und nach in der Landschaft Pokomo, wo ich unterrichtete, mehrere Paviane geschossen; man tut wirklich den Eingeborenen einen großen Dienst damit. Sehr bald hatte mich das

Pack als seinen Feind kennen und fürchten gelernt. Die Herde bewohnte einen Abhang, von wo aus sie einen Teil des Weges, den ich kommen mußte, überschauen konnte. Kaum zeigte ich mich in der Ferne, so erscholl ein gellendes Schreien, Johlen und Pfeifen



Zebra von einer Löwin gepackt.

und die ganze Herde retirierte den Abhang vollends hinauf nach der entgegengesetzten Richtung, die kleinsten auf dem Rücken der Mutter. Wie alle Affen, sind auch die Paviane sehr neugierig. Auf einem Felsen mitten im schäumenden Kikafufluß sitzend und

angelnd hatte ich einst ein köstliches Schauspiel. Eine Herde Paviane rückte auf den Wipfeln der Bäume des Abhanges näher und näher, beobachtete mich aufmerksam und verfolgte unermüdlich jede meiner Bewegungen. Augenscheinlich interessierte die Tiere die fremdartige Erscheinung des ganz still auf einem Felsen sitzenden weißen Mannes ungemein; sie waren schließlich ganz dicht herangekommen und wichen nicht eher, bis ich mich erhob. — Wahrhafte Bestien, die kein Mitleid verdienen, werden die Paviane aber dadurch, daß sie an die kleinen Kinder gehen und ihnen die Brust aufreißen. Wir erlebten in Moschi einen derartigen Fall. Eine Mutter war mit ihrem Kinde auf das Feld gegangen. Sie hatte das Kind an dem einen Ende desselben niedergesetzt und, ihm den Rücken zuwendend, am andern Ende angefangen zu graben. Da machte sich ein Pavian an das Kind und fing an, mit seinen furchtbaren Nägeln ihm den Leib aufzugraben an der Stelle, wo das Herz sitzt. Durch das Geschrei des armen Würmchens aufmerksam gemacht, konnte die Mutter die Bestie gerade noch rechtzeitig verjagen. Es ist wahrhaft furchtbar, daß in Schira, wo die Paviane noch sehr häufig sind, im Laufe eines einzigen Jahres sieben Kinder von den Bestien umgebracht worden sind. Die Paviane sind natürlich keine Fleischfresser; es scheint, daß das klopfende Herz ihre Neugierde rege macht.

3. Die Bewohner des Gebirges.

Bei der Schönheit und Fruchtbarkeit des Kilimandscharogebietes ist es kein Wunder, wenn es in neuerer Zeit das Ziel vieler europäischer Ansiedler geworden ist. Es leben bereits Hunderte von Europäern im Bezirk. Man möchte fast sagen, der Kilimandscharo sei international geworden. Denn da sind Griechen, Italiener, Buren aus Südafrika, Deutsch-Russen aus dem Kaukasus und seit neuester Zeit auch Reichsdeutsche. Die ersten Vertreter der europäischen Kultur am Kilimandscharo waren — außer den Beamten und Missionaren — Griechen und Italiener. Gewissermaßen haben diese den Rahm abgeschöpft: manche von ihnen sind reich geworden durch den Fellhandel und viele haben von der Regierung Land inmitten der Pflanzungen der Eingeborenen erhalten. Jetzt gibt die Regierung Land in der Kulturzone nicht mehr ab — das ist eine sehr weise Politik —; alle in den letzten Jahren belegte Pflanzungen befinden sich unterhalb der Pflanzungen der Eingeborenen. Die Ansiedler betreiben den Anbau von Sisalhanf, Kautschuk und Kaffee. Der Kaffee am

Kilimandscharo ist sehr gut. Die Plantagen befinden sich, von einigen Kaffeeplantagen abgesehen, noch im Stadium des Versuchs und sicher wird der Pflanzer noch manche Enttäuschung harren.

Doch wir haben es hier nicht mit den europäischen Besiedlern des Kilimandscharo und ihren wirtschaftlichen Aussichten zu tun, sondern wir wollen unsere Aufmerksamkeit nunmehr den eingeborenen Bewohnern des Kilimandscharo zuwenden. Sie führen den Namen Dschagga, den sie sich aber nicht selbst gegeben, sondern den sie von den Küstenleuten, den Suaheli erhalten haben, und bewohnen den Südhang des Kilimandscharo in einer Zahl von etwa 60 000 Köpfen. Alle Reisenden, die den Berg besucht haben, stimmen mit wenigen Ausnahmen darin überein, daß wir in den Dschagga ein körperlich wie geistig gut entwickeltes Volk vor uns haben. Sie zeigen etwas von dem unverdorbenen Charakter eines Bergvolkes. Und von jeher hat man auf Zucht und Sitte bei ihnen streng gehalten.

Die Hauptbeschäftigung der Dschagga ist der Ackerbau und die Viehzucht. Die Jagd ist jetzt den Eingeborenen verboten, aber auch früher wurde sie nur von einzelnen und zwar in der Form des Grabens von Fallgruben für die Elefanten und des Stellens von Fallen betrieben. Dafür sind sie für afrikanische Verhältnisse ganz ausgezeichnete Bauern. Sie kennen Düngung, Stallfütterung und Brachwirtschaft. Natürlich haben sie nicht den Pflug, sondern bestellen ihre Felder mit der kleinen kurzstieligen Negerhacke. Die von den Dschagga bebauten Grundstücke zerfallen in zwei Klassen: die viele Jahre ausdauernde Bananenpflanzung, in der das Gehöft sich befindet, und die eigentlichen, jährlich ein- oder zweimal zu bestellenden Felder, auf denen die weiter unten erwähnten Produkte angebaut werden. Nur die Pflanzung vererbt sich von Vater auf den Sohn; die möglichst nahe bei der Pflanzung an den Hängen oder in den Talgründen angelegten Felder werden nach Belieben gewählt, jedes Jahr an anderer Stelle.

An Haustieren hält der Dschagga Rinder, Schafe, Ziegen und Hühner; die letzteren nur zum Verkauf an die Europäer, denn ein Dschaggamann ißt weder Huhn noch Ei. Die zahlreich zwischen den Pflanzungen eingestreuten Wiesen haben gute Weide. Die von dem Dschagga gezüchtete Rindviehrasse ist sehr minderwertig; es ist das aus Indien stammende Zeburind, das einen Höcker trägt. Zehn Dschaggakühe geben kaum soviel Milch wie eine gute europäische Kuh.

Wenn man von der Wirtschaft der Dschagga spricht, so kann

man sie nicht vollständig beschreiben, ohne der Vielweiberei zu gedenken. Die Polygamie, die bei den Wohlhabenden die Regel ist, ist eine Einrichtung, die mit dem ganzen wirtschaftlichen Leben unserer Dschagga aufs engste verflochten ist. Es steht zwar keineswegs so, daß der Mann bei den Dschagga ein Nichtstuer ist. Bestimmte Arbeiten werden nur vom Manne ausgeführt, so in der Hauptsache der Hüttenbau, das Roden des mit Buschwerk bestandenen, zum Feld erwählten Stück Bodens, sowie das Umbrechen der Rasenstücke auf dem künftigen Acker mittels des langen, spitzigen Ackerstocks, die Kanalarbeiten u. a. Aber die Hauptlast der Haus- und Feldarbeit und besonders alle unangenehmen und langwierigen Verrichtungen liegen der Frau ob. Es ist ja echt heidnisch, auf die schwächsten Schultern die schwerste Last zu legen. Die Frau hat bei den Dschagga alles Brennholz und Wasser zu holen, sie muß den Dung aus der Hütte auf das Feld schaffen, sie hat ganz die Pflege und Wartung der kleinen Kinder, die sie bis ins dritte Jahr säugen muß. Das tägliche Essen — abgesehen von Fleisch und Bier — hat sie nicht nur zu kochen, sondern in der Hauptsache auch zu schaffen, denn ihre fleißigen Hände klären das Feld, legen die Erdfrüchte, säen Mais, stecken die Bohnen; sie behacken und jäten die Äcker und bringen die Ernte ein. Vor allen Dingen aber besorgt die Frau bei dem Dschagga das Vieh. Besonders in den östlichen Landschaften ist das eine sehr mühselige Sache. Dort reicht die Weide nicht zu und so müssen die Frauen stundenweit her Gras aus der Steppe holen. Sie gehen am frühen Morgen, bei der Rückkehr haben sie den langen, zum Teil steilen Anstieg, die heiße Sonne und die schwere Last. In langen Zügen sieht man da Frauen und Mädchen von der Steppe heraufwandern, keuchend, mit Schweiß bedeckt, von Zeit zu Zeit das lange, schwere Bündel absetzend. So ist im ganzen die Frau eben doch das Arbeitstier, dem allerdings der Mann in seinem eigenen Interesse einen gewissen Spielraum läßt: jede Frau wohnt für sich allein in eigener Hütte mit ihren Kindern, inmitten der eigenen Pflanzung; sie hat ihre eigenen, von ihr angelegten Felder und kann die Produkte auf dem Markte austauschen gegen andere nach eigenem Ermessen. Aber Besitzer oder Nutznießer von dem allen ist der Mann; er ist abwechselnd bei seinen verschiedenen Frauen zu Gast. Ein Mann aus der Landschaft Moschi erklärte mir einmal: Wenn bei ihnen — den Dschagga — jemand eine zweite Frau nähme, so mache er seinen Bauch weit, er äße dann zwei Schüsseln statt der früheren einen. Den Vornehmen, die viel



Dschagga-Krieger mit Keulen und Speeren.

Vieh haben, ersetzen die Weiber die Knechte und Mägde. Haus-sklaverei ist allerdings vorhanden, aber nicht in ausgedehntem Maße; zahlungsunfähige Schuldner verpfänden den Reichen manchmal Kinder. Die Frau gilt bei unseren Dschagga als ein Stück Besitz, das sich vererbt und das durch Kauf erworben wird. Witwen, die Söhne haben, dürfen nicht mehr heiraten, sondern gehören diesen; sie müssen deren Vieh besorgen und für sie kochen. Dabei darf man sich aber die Sache nicht so vorstellen, als ob die Frau unter ihrer niedrigen, gedrückten Stellung seufze: sie wünscht ihr Los gar nicht anders, da eben das Heidentum das Gefühl für die Würde der Frau nicht aufkommen läßt. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß doch auch unter den Dschagga echte treue Gattenliebe sich findet.

Wie die Dschagga als gute Landwirte gelten können, so sind sie auch tüchtige Krieger. Tapferkeit gilt ihnen als der höchste Schmuck des Mannes. Im Kampfe mit dem Häuptling Meli von Moschi sind mehrere deutsche Offiziere gefallen und zur Bezwingung des Sina von Kiboscho war Wißmann mit Heeresmacht am Berge. Zwei Umstände sind es vor allem, die unsere Dschagga in der Führung der Waffen übten: die Nähe des kriegerischen und räuberischen Nomadenstammes der Masai, die in früheren Zeiten ganz Ostafrika in Furcht und Schrecken hielten. Den Masai haben die Dschagga ihre Waffen, ihren Kriegsschmuck und ihre Kriegsgebräuche nachgemacht. Von den Masai lernten unsere Moschileute auch, Raubzüge zu unternehmen, in friedliche Landschaften einzufallen und Weiber und Vieh zu erbeuten. Der andere Umstand, der früher fortwährend kriegerische Unternehmungen unter den Dschagga hervorrief, war ihre eigene politische Zerrissenheit, die durch den zerfurchten Charakter des schluchtenreichen Kilimandscharohangs wenn nicht verursacht, so doch begünstigt wird. Nahe an vierzig kleine Staaten, jeder mit eigenem Häuptling, bestanden und bestehen zum Teil noch am Berge. Kämpfe zwischen den verschiedenen Landschaften waren früher an der Tagesordnung; es herrschte ein fortdauernder Zustand politischer Unsicherheit auf dem ganzen Gebiet.

Unter den Häuptlingen der Dschagga befanden sich grauenhafte Tyrannen — so Ndeseruo von Madschame —, die besonders ihre ärmeren Untertanen oft in unnennbarer Weise quälten. Aber auch einsichtige und geachtete Fürsten fehlen nicht; ein solcher war z. B. Rindi in Moschi, von den Europäern Mandara genannt. Das Recht über Leben und Tod ist den Häuptlingen von der deutschen

Regierung entzogen, auch würde diese es nicht dulden, wenn sie ihre Untertanen offen bedrückten oder vergewaltigten. Aber mit Recht schützt die Regierung die Häuptlinge in dem ihnen belassenen Wirkungskreis: sie dürfen selbständig Streitsachen entscheiden und Abgaben erheben; Befehle der Regierung an den einzelnen Eingeborenen oder die ganze Landschaft gehen immer durch den Häuptling.

4. Lebensweise und Beschäftigung.

Mit Recht hat man die Intelligenz der Dschagga gerühmt. Nur mit Hilfe ihrer einfachen Feldhacke haben sie stundenlange Wasserleitungen gegraben zur Bewässerung ihrer Felder. Da nämlich, wie schon erwähnt wurde, die Bergbäche des Kilimandscharo in tiefen, schluchtenartigen Tälern fließen, so mußten weit oberhalb der Pflanzungen Gräben abgeleitet und diese solange an den Hängen der Schluchten entlang gezogen werden, bis die Höhenlage der zu bewässernden Felder erreicht ist.

Auch geschickte Handwerker finden sich unter unseren Dschagga; besonders die Schmiedekunst ist bei ihnen entwickelt. In Anbetracht der ziemlich rohen Werkzeuge bewundernswert sind die Leistungen der Waffenschmiede: der furchtbare, stattliche Speer mit seinem fast meterlangen, schmalen, tadellos gearbeiteten Blatt; das Schwert steckt in einer äußerst sauber gearbeiteten Scheide, deren Leder mit dem Saft einer Pflanze rot gefärbt ist; am Griffende ganz schmal, verbreitert es sich nahe der kurzen Spitze, so daß der Schwerpunkt vorn ruht. — Ferner verstehen die Dschagga aus Holz hübsche Schalen, Löffel, Tröge und Stühle zu schnitzen bzw. zu zimmern, alles immer aus einem Stück. Auch die Gerberei ist ihnen nicht unbekannt. Christen unserer Mission, die beim Bau der Missionshäuser etwas von der Mauerei und Tischlerei sich aneigneten, aber nicht besonders dazu ausgebildet sind, haben dem Häuptling Salema von Moschi ohne jede europäische Beihilfe oder Aufsicht ein hübsches Steinhaus errichtet, dessen sich jeder dortige Europäer freuen würde.

Die Hauptnahrung unserer Dschagga sind die Früchte ihrer Felder; sie sind ein lebender Beweis davon, daß der Mensch bei vegetarischer Lebensweise ganz gut gedeiht. Die Dschagga sind aber nur gezwungene Vegetarianer, denn Fleisch schätzen sie über alles. Aus ihrem Viehbestand hie und da einmal ein Stück zu schlachten, dazu entschließen sie sich aber schwer; es geschieht außer beim Häuptling gewöhnlich nur bei bestimmten Anlässen: so wird dem Brautvater und der Brautmutter mehrmals Fleisch geschickt; der

Wöchnerin wird ein Stück Kleinvieh geschlachtet. Die meisten Schlachtungen finden als Opfer an die Geister statt.

Das wichtigste Produkt am Kilimandscharo ist die Banane, von der es 5—6 verschiedene Arten gibt. Das ganze Dschaggagebiet ist ein Bananenland, ein einziger großer Bananengarten. Im Innern der Bananenpflanzung steht das Gehöft des Dschagga. Eine einmal angelegte Bananenpflanzung braucht nicht mehr erneuert zu werden; der Wurzelstock der Banane fängt schon im zweiten Jahre an, um den Hauptstengel herum eine ganze Reihe Schößlinge zu treiben. Der Hauptstengel trägt die Fruchttraube. Wird diese geerntet, so wird auch der Stengel abgeschnitten; an seine Stelle tritt der nächstgrößte Schößling. Die Bananentraube wird von den Dschagga immer unreif abgeschnitten; man läßt sie dann entweder auf dem Bodenraume der Hütte als Obst ausreifen; hauptsächlich aber werden die Früchte am Feuer geröstet genossen, etwa an Stelle unseres Brotes; oder sie werden geschält, in einen Topf geschnitzelt und gekocht. Ein Brei aus Bananen und Bohnen — die Bohne ist die zweitwichtigste Feldfrucht am Kilimandscharo und findet sich ebenfalls in mehreren Arten —, Kjumbo genannt, gewürzt mit Steppensalz, darf als das Nationalgericht der Dschagga bezeichnet werden. An dritter Stelle sind als Eingeborenenprodukte zu nennen die auch aus der Südsee bekannten Erdfrüchte: die Yamswurzel, die schöne Ranken mit herzförmigen, glänzenden Blättern treibt; die zum Teil armdicken und armlangen Knollen haben jedoch einen etwas bitteren Geschmack. Der Taro oder die Kolokasie ist eine wundervolle Blattpflanze, deren walzenförmige Knollen eßbar sind. — Außer den genannten landwirtschaftlichen Erzeugnissen der Dschagga ist nennenswert noch der Mais. In Moschi wird stellenweise das Zuckerrohr angebaut; es dient als Zukost und wird gekaut. — Sehr geringfügig ist der Anbau von Kassawawurzel (Maniok), aus der bekanntlich der Sago gewonnen wird, und des Tabaks. Die Dschagga sind übrigens keine Raucher, sondern sie schnupfen und zwar leidenschaftlich, schon die Knaben und Mädchen fangen damit an. Die Schnupftabaksdose ist das Ende eines Kuhhorns, das mit einem Boden aus Leder und einem Deckel versehen und an einer Kette von jedermann um den Hals getragen wird.

Eine große Rolle spielt bei unsern Dschagga das Bier, „wari" genannt. Zur Bierbereitung kultivieren sie eine an sich sehr minderwertige Getreideart, deren Körner der Hirse ähnlich sehen.



Handfertigkeit der Dschagga-Neger.

a. Dschagga-Schwert mit Scheide. b. Kopfschmuck von Straußenfedern. c. Zauberhorn, wie es die Zauberer tragen. d. Schnupftabakdose. e. Pfeifenköpfe aus Ton. f. u. g. Kämme und Löffel aus Holz geschnitzt. h. Tasse aus Rinozeroshorn.

Diese Körner verstehen sie richtig zu malzen. Das auf Rindshäuten in der Sonne getrocknete Malz wird schließlich gemahlen und gekocht; dazu wird dann eine Abkochung von reifen Bananen gemischt, die durch auf einem Gestell ausgebreitetes langes Gras filtriert wird. Nachdem die Masse einen Tag gegoren hat, ist das Bier trinkfertig. Das Dschaggabier ist ein ziemlich harmloses Getränk, aber es hat leider die Eigenschaft, daß der ganze gebraute Vorrat auf einmal ausgetrunken werden muß, da es als obergäriges Bier nicht haltbar ist; schon am dritten Tag schmeckt es sauer. So wird eben das Bier doch oft die Quelle eines wüsten Treibens. Weithin schallt der Lärm eines solchen Gelages, da daran immer die Nachbarn und Verwandten sowie auch solche, die gar nicht eingeladen sind, teilnehmen. Das Biersuchengehen ist an manchem Tage die einzige Beschäftigung eines Dschaggamanns. Jeder Dschagga, der Bier kocht, muß übrigens davon dem Häuptling einen Teil bringen; diese Biersteuer gehört mit zu dessen Einkommen.

5. Wohnungen.

Recht erschwert wird die Missionsarbeit dadurch, daß die Dschagga keine Dörfer kennen. Jeder wohnt einzeln in seiner Bananenpflanzung. Wo ein Mann mehrere Frauen hat, wohnt jede im eigenen Gehöft mit eigener Pflanzung und eigenem Vieh. Diese einzelnen Gehöfte pflegen ziemlich weit voneinander entfernt zu liegen, so daß Streitigkeiten der verschiedenen Weiber hintangehalten werden. Natürlich kommen sie doch vor. Da die Bananen die Hütten überragen und mit ihren Blättern sie verdecken, so kann man durch das Land gehen, ohne viel von Eingebornenwohnungen zu sehen. Ein Gang durch eine Dschaggalandschaft gleicht fast dem Wandeln in einem Irrgarten. Der Dschagga liebt es, seinen Besitz vor dem andern zu verbergen. Es ist ihm unangenehm, wenn man weiß, wieviel Stück Vieh er hat, oder wenn jemand ohne Veranlassung durch seinen Hof geht. Das Mißtrauen gegen den andern, der, wie er glaubt, ihm Besitz und Gedeihen neidet, ist ein Hauptcharakterzug des heidnischen Dschagga. Daher umzäunt er die düstere Pflanzung noch mit einer Dornenhecke; nur an einer Stelle ist ein Eingang, den man gebückt passieren muß. Außerdem umgibt er das wohlversteckte Wohngehöft meist nochmal mit einer Einfriedigung von Drazänen, Planken oder Palisaden, deren zwei Eingänge verrammelt werden können. In diesem Gehöfte steht die Wohnhütte, der Schuppen

für die Geräte und der Speicher, ein zylindrisches Geflecht aus Ruten mit ebensolchem Boden von etwa 1½ m Durchmesser; es ist ungefähr mannshoch, ruht auf Steinen und trägt ein spitzkegeliges Dach. Alles ist rund: das Gehöft, die Wohnhütte, der Speicher. Die Hütte hat nur eine niedrige Tür, aber keine Fenster. Sie ist errichtet aus Stangen, die im Kreis in die Erde eingesenkt sind und oben in einer Spitze zusammenlaufen. Dies Gerüst ist innen durch eine Pfostenreihe gestützt und von außen mit Gras dicht und sauber eingedeckt. Überhaupt ist eine neue Dschaggahütte ein Meisterstück in ihrer Art. Kein einziger Nagel wird zum ganzen Haus verwendet; alle Hölzer werden mit Lianen aneinander befestigt. Dabei ist das Ganze ebenso solid wie nett. Das Innere ist in zwei Hälften geteilt; die Grenze bildet die erwähnte Pfostenreihe, an der die Rinder mit Lederriemen angebunden werden. Rechts von der Tür befindet sich die Schlafstätte auf einem Gestell oder aus Streu aufgeschüttet; als Matratzen dienen Kuhhäute. Hinter der Schlafstelle befinden sich die Rinder und das Kleinvieh. Die linke Seite der Hütte ist leer; hier sitzen die Menschen, wenn sie sich in der Hütte aufhalten; hier befindet sich auch die Feuerstelle: drei in die Erde eingegrabene Herdsteine, auf denen der runde, gebrannte Tontopf ruht. Im Winkel wird das Gras aufgeschüttet, auch werden Geräte da abgestellt. Als Vorratsraum dient der Bodenraum über den Köpfen der Insassen. Er ist hergestellt aus einem Belag von vielen, ohne Zwischenraum aneinanderliegenden Stangen. Auf ihm reifen die Bananen und werden allerlei Siebensachen aufbewahrt. Neben den schon erwähnten verschiedenartigen Holzschalen hat die Dschaggahausfrau gebrannte irdene Töpfe verschiedener Größe, dazu Kalabassen, Kürbisgefäße zum Melken, Aufbewahren von Milch und Wasserholen; auch schöne selbstgeflochtene Bastsäcke für die Markttage, von denen sie ungern einen versäumt. Im ganzen ist die Dschaggahütte mehr eine Höhle als eine menschenwürdige Wohnung, wenn auch, was besonders in der Regenzeit zu schätzen ist, eine trockene und warme Höhle. Da darin gekocht wird, sie also häufig ganz voll Rauch ist, so ist, ganz abgesehen von der darin herrschenden Finsternis und schlechten Luft, der Aufenthalt in ihr einem Europäer nur für kurze Zeit möglich.

Übrigens ist die Hüttenform im Westen und Osten nicht die gleiche; im Westen sind die Hütten mehr glatt, bienenkorbähnlich; das Deckmaterial ist dort nicht Gras, sondern Bananenrinde.

6. Das geistige Leben der Dschagga.

Man hat früher den Neger für roh und dumm, für einen dem bloßen Sinnengenuß fröhnenden, tierähnlichen Naturmenschen gehalten. Von diesem Urteil ist man, durch die Erfahrung belehrt, mehr und mehr zurückgekommen. Je länger man mit dem Neger verkehrt, desto mehr merkt man, daß auch ihm unter der braunen Haut ein menschliches Herz in der Brust schlägt. Wir haben in unseren Dschaggaschulen die Erfahrung bestätigt gefunden, die auch in anderen Teilen von Afrika gemacht worden ist, daß die Negerkinder nicht schwerer lesen und schreiben lernen, als europäische Kinder; im Gegenteil. Allerdings verhält es sich damit so, daß, wie der Neger körperlich viel schneller reift als der Europäer, so auch seine geistige Entwicklung schneller abgeschlossen ist; über eine gewisse Stufe scheint er dann nicht mehr hinauskommen zu können.

Groß ist der Reichtum an Rätseln, Erzählungen und Sprichwörtern, der im Volke lebt. Das zeigt uns, daß auch der Neger ein geistiges Leben führt. Es seien darum im folgenden einige Proben aus dieser „ungeschriebenen Literatur" der Dschagga gegeben. Zunächst ein paar Rätsel. Was ist das für ein Ding: Es begleitet mich überall hin, ich kann es aber niemals erreichen? Lösung: Der Schatten. Oder was ist das: Es frißt sich in die Erde und hat doch keine Zähne? Die Yamswurzel. Ferner: Ein kleiner Spiegel und er faßt doch die ganze Welt? Das Auge.

Besonders aus dem Sprichwort läßt sich die Denkweise eines Volkes erkennen. Es ist ganz erstaunlich, wieviel der Neger in Sprichwörtern redet. Der Missionar, der sie kennt und anwendet, hat viel leichter sein Ohr. Also einige Dschaggasprichwörter: „Der Kopf des Menschen ist ein Bodenraum." Das klingt zunächst befremdlich, wird aber durch die folgende Erklärung sofort deutlich werden: Wie der Bodenraum eines Dschaggahauses dunkel und es ganz unberechenbar ist, was man beim Suchen auf ihm in die Hand bekommt, so ist auch der Sinn eines Menschen dunkel und unberechenbar; niemand kann ihn ergründen. „Schande und Tod sind Geschwister", heißt ein zweites Sprichwort, das keiner Erläuterung bedarf. Zur Empfehlung der Höflichkeit sagen sie: „Höfliche Worte komplimentieren sogar den Elefanten aus der Pflanzung hinaus." Sogar mit dem Elefanten, gegen dessen gewaltige Kraft der Mensch nichts ist und der, wenn er in eine Pflanzung hineingerät, alles in Grund und Boden hineinstampft, wird man in Güte und Zuvorkommenheit fertig. „Mit dem Hut in der Hand, kommt man

durchs ganze Land." Einem Eilfertigen ruft man zu: „Ein eilfertiges Weib säugt das Kind ihrer Gefährtin." In ihrer Eilfertigkeit rafft sie schnell ein beliebiges Kind vom Boden auf, um es zu nähren.



Dschagga-Hütte.

Erst wenn es gestillt ist, nimmt sie sich die Mühe zuzusehen, und gewahrt mit Schrecken, daß es ja ein fremdes Kind ist; infolge der Eilfertigkeit der Mutter geht das eigene Kind leer aus. —

Eile mit Weile! — Ferner sagen unsere Dschagga: „Eine Hyäne mit zwei Schlupflöchern läßt ihr Leben in der Mitte von beiden." Viel besser, sie hätte nur ein Schlupfloch. Wenn der Jäger kommt, dann muß sie sich erst überlegen, in welches von beiden ihr zu Gebote stehenden Schlupflöchern sie sich flüchten soll. Während sie sich noch den Kopf zerbricht, wird sie erschlagen. Dies Sprichwort erinnert an Buridans Esel, der zwischen zwei Heubündeln verhungerte, weil er mit sich nicht ins klare darüber zu kommen vermochte, welches von beiden er zuerst anfressen solle. Im Deutschen drücken wir dasselbe, nur weniger plastisch, aus mit dem Wort: Wer die Wahl hat, hat auch die Qual. — Und so könnte ich dir, lieber Leser, eine ganze Reihe von Dschaggasprichwörtern nennen, die ihr Seitenstück in einem deutschen haben. Aber das Gesagte genüge zum Beweis dafür, daß es auch beim Neger Weisheit auf der Gasse gibt. Auch er denkt nach über menschliches Leben und menschliche Art, auch bei ihm reift das Leben den Menschen.

Doch eine Probe der Erzählungskunst unserer Dschagga möchte ich noch geben. Das nachstehende Märchen beantwortet die Frage: Wie kommt es, daß die beiden Gipfel des Kilimandscharo, die doch, weil aus einem Grundstock hervorgehend,* gewissermaßen Brüder sind, einander so unähnlich sehen? Der Kibo mit seiner wunderbaren, weißglänzenden Kuppel gleicht einem Jüngling; der Mawensi aber mit seinen vielen Zacken sieht aus wie ein Greis mit verrunzeltem Angesicht. In der Erzählung werden die beiden Berggipfel als Personen vorgestellt; auch das deutsche Märchen liebt es ja, die Natur zu beseelen. Sie lautet nun folgendermaßen: Einst ging der Mawensi zum Kibo um Kohlen zum Feueranmachen zu holen. Früher hatten die Dschagga natürlich keine Zündhölzer. Wohl verstanden sie mittels des ebenso einfachen, wie sinnreichen Apparats des Feuerbrettchens und Feuerquirls in kurzer Zeit Feuer zu erzeugen; aber in der Regel geht die Dschaggahausfrau, wenn bei ihr zu Hause das Feuer ausgegangen ist, zur Nachbarin und sieht dort nach, ob etwa unter der Asche noch Glut vorhanden sei. Diese Glut schlägt sie dann in ein Bündel von Bananenwerg ein, um bei sich zu Hause das Feuer damit anzufachen. Also der Mawensi erbat sich vom Kibo solche Kohlen zum Feueranmachen. Er traf ihn gerade bei der angenehmen Beschäftigung, getrocknete Bananen mit dem hölzernen Stößel zu Mehl zu zerstoßen. Gutmütig, wie alle Neger es sind, gab der Kibo dem Mawensi nicht nur die verlangten Kohlen, sondern er schenkte ihm noch eine Banane obendrein. Diese verzehrte nun der Mawensi

auf dem Heimgang, und sie schmeckte ihm trefflich. Kurz entschlossen wirft er die Kohlen in den Busch, kehrt zum Kibo zurück und spricht zu ihm: Lieber Kibo, mir ist das Feuer unterwegs ausgegangen, bitte, gib mir nochmal welches! Wiederum gibt ihm der Kibo beides, Kohlen und Bananen. Als nun aber der Mawensi das Manöver nochmal wiederholen wollte, da roch der Kibo den Braten, nahm den Stößel und schlug den Mawensi damit braun und blau, so daß er lauter Beulen bekam. Und diese Beulen, das sind nun die Zacken, die der Mawensi bis jetzt behalten hat, die kommen davon her, daß er einmal vom Kibo wegen seiner Frechheit verdientermaßen durchgeprügelt worden ist.

7. Die Religion.

Wenn man zum erstenmal mit den Dschagga in Berührung kommt, dann hat man den Eindruck, als ob man es zu tun habe mit glücklichen Naturkindern. Sie sind fröhlich und singen gerne. Auch sind sie, weil bedürfnislos, nicht von Sorgen beschwert. Mit 2—3 Mark kann ein Dschagga in normalen Zeiten seinen ganzen Aufwand an Nahrung und Kleidung für einen Monat decken; also für was sollten sie sorgen? So erscheinen sie einem in der Tat beim ersten Eindruck als glückliche, frohe Naturmenschen. Und manche Reisende, die bei diesem ersten Eindruck stehen bleiben, mögen wohl auf den Gedanken kommen, es sei eigentlich unrecht von der christlichen Mission, die großen Kinder in ihrem Glücke und ihrer Ruhe zu stören. Dieser Eindruck ist ein durchaus falscher. Er weicht bei genauerer Bekanntschaft mit der Sprache, der Sitte, dem Leben und Treiben des Volkes einem ganz anderen.

Es sind hauptsächlich zwei Charakterzüge, die dem Leben des Dschagga ihren Stempel aufdrücken. Das ist erstens die *Furcht vor den Geistern*, die wie ein Bann auf dem Dschagga ruht sein ganzes Leben lang, und sodann das *Mißtrauen*, mit dem er dem andern gegenübersteht. Betrachten wir beides näher.

Zunächst ihre *Religion*. Auch die Dschagga kennen *Gott*. Sie beten sogar zu Gott. Am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, spuckt wohl der Dschagga ihr entgegen — eine besondere Art des Spuckens ist das Zeichen der Verehrung — und spricht: Gott mein Häuptling, bringe mich durch den Tag. Und am Abend betet er: Gott mein Häuptling, beschere mir eine gute Nacht. Aber doch hat es mit diesem Gedanken Gottes, der also auch in die Herzen

unserer Dschagga geschrieben ist, eine eigentümliche Bewandtnis. Zwar hat das nicht viel zu bedeuten, daß sie in ihrem Gebet an den Ahnengeist (s. u.) diesen gelegentlich Gott nennen; das wird nur auf Schmeichelei beruhen; sie tun es sogar gegenüber dem Europäer. Aber dasselbe Wort, das Gott heißt, — **Jruva** — bedeutet zugleich: Sonne oder Himmelsgewölbe! Nun darf man sich die Sache nicht so vorstellen, als ob unsere Dschagga direkt die Sonne anbeteten. Aber sie können eben beides doch nicht trennen, Gott und die Sonne; es scheint, daß sich für sie Gott im Himmelsgewölbe oder im Tagesgestirn verkörpert. Alle Aussagen der Dschagga über Gott zeigen große Unbestimmtheit, es sind Gottesahnungen und Gottessagen, die sich in jedes Munde verändern. So heißt es zwar, daß Gott die Menschen erzeugt habe, aber wenn das jetzt eine den Dschagga mehr geläufige Vorstellung wird, so ist das vielleicht mit auf christlichen Einfluß zurückzuführen. Gott bestimmt, so sagen sie, dem Menschen die Grenzen des Lebens; aber, wie es scheint, glauben sie, daß nur der Tod derer auf Gott sich zurückführe, die im Alter oder durch einen Unfall sterben. Stirbt jemand vorzeitig an einer Krankheit, so denkt der Dschagga an Zauberei oder an die Geister. Ich hörte einmal, daß die Geister Gott die Menschen stehlen, eben indem sie sie vorzeitig töten. Die Meinung, daß die Geister Gott die Menschen stehlen könnten, ist doch bezeichnend. Gott ist den Dschagga wohl etwas Wesenhaftes, das sie sich als gut, als groß und ungeheuer, zugleich aber als etwas Fernes vorstellen. Nur in einzelnen Fällen wendet sich der Dschagga an Gott, so z. B. wenn alle Opfer an die Geister nichts helfen, oder wenn er etwa ihm gegenüber einen Wunsch ausspricht nach Kindern, oder nach Vieh oder nach glücklicher Heimkehr aus dem Kriege. Ich möchte hier erinnern an ein schönes Wort des berühmten Völkerforschers Ratzel: in dem Gottesgedanken der Bantuneger, denen auch die Dschagga angehören, sei etwas, wie von einem Herabgesunkensein aus einer lichteren Höhe. Die Aussagen unserer Dschagga über Gott werden manchmal so vag und unbestimmt, daß „Gott“ hier nichts anderes heißt, als Schickung oder Schicksal. So heißt es wohl von einem, der auf unerwartete, plötzliche Weise, also durch einen Unfall seinen Tod gefunden hat: **ni Ruva ljake ljambaha** = sein Gott, sein Schicksal hat es so gewollt. Bei ungewöhnlichen, das ganze Land berührenden Ereignissen wie Seuchen, Hungersnot oder großem Überfluß wird gesagt: **Ruva ljatša** = Gott kommt. Einer, der ganz allein, verlassen in der Welt



Der Kilimandscharo.

dasteht, heißt: mndu o Ruva = ein Mensch Gottes, was aber nur soviel heißen will wie einer, der sich auf sein gutes Glück verlassen muß.

Wie wertvoll uns trotz alledem diese Gottessagen der Bantu als Anknüpfungspunkt für unsere Predigt sind, brauche ich nicht auszuführen.

Wir sehen aber: Gott ist nicht die wirkliche Macht, die nach dem Glauben der Dschagga über dem Leben des einzelnen waltet. Dem einzelnen steht Gott gegenüber wie in unerreichbarer Ferne. Daher tut er weder etwas aus Liebe zu Gott, noch bewegt ihn die Furcht vor ihm, eine böse Tat zu unterlassen.

Die Macht, der sich der einzelne unterworfen weiß, das sind die Geister. Was sind das für Geister? Das sind nicht etwa Spukgeister, sondern die Geister des verstorbenen Vaters, Großvaters oder Oheims, der toten Mutter, Großmutter, die Geister der verstorbenen Respektspersonen, der Erzeuger der Familie, die Ahnengeister. Mit einem Wort: Die Dschagga treiben Ahnendienst.

Wenn bei ihnen der Vater oder die Mutter stirbt oder eine andere Respektsperson der Familie, so wird er oder sie in der Hütte, in der die Leute wohnen, begraben, und zwar der Mann mit dem Gesicht nach dem hellglänzenden Kibo, das Antlitz der Frau wird der Steppe zugekehrt. Also noch im Tode diese ungleiche Behandlung der Geschlechter! Kinder und Unfruchtbare werden in der Pflanzung begraben, zum Teil auch ins Gebüsch geworfen. Nach einiger Zeit wird für den Toten ein Stück Kleinvieh geschlachtet. Dies soll den Geist des Verstorbenen geleiten zu den übrigen im Geisterreich versammelten Angehörigen der Familie und ihm dort die Aufnahme sichern. Würde er leer ankommen, so würde ihn die Familie nicht aufnehmen.

Darauf wartet man etwa ein Jahr, bis der Leichnam verwest ist, ein Prozeß, der ja in den Tropen rascher vor sich geht als in Deutschland. Nach dieser Zeit wird der Tote ausgegraben, wobei man sorgfältig acht gibt, daß auch nicht ein Knöchelchen zurückbleibt. Das Gebein wird an einem verborgenen Ort gebracht, der Schädel aber an einer mit Drazänen umhegten Stelle in einer Topfscherbe beigesetzt, innerhalb der Pflanzung. An dieser Stätte nimmt der Geist die ihm dargebrachten Opfer und die dabei gesprochenen Gebete entgegen. Dieser Opfer nun sind die Geister auch bedürftig, denn dort in der Unterwelt müssen sie ein jämmerliches Leben führen; manchmal haben sie nichts zu

essen als Käfer und Schmetterlinge. Man glaubt daher, daß sie immer hungrig und nach den Opfern gierig wären, die in Fleisch, Bier, Milch, Honig bestehen.

Die Macht, die die Häupter der Familie über ihre Kinder, Enkel usw. bei Lebzeiten hatten, hört mit dem Tode nicht auf, im Gegenteil: da steigert sie sich bis ins Grenzenlose. Man hält es nun allerdings für selbstverständlich, daß die Geister ihre Macht zu Gunsten ihrer lebenden Familienglieder verwenden, daß sie ihre Söhne und Töchter, Neffen und Nichten, Enkel und Enkelinnen vor Gefahr behüten. Erlangt man unverhofft eine sehr erwünschte Sache, so ruft man wohl aus: Das hat mir mein Vater, meine Mutter gezeigt! Da wird denn auch wohl ein Dankopfer dargebracht. Aber das vorherrschende Gefühl, das der Dschagga seinen Familiengeistern gegenüber hat, ist doch das der Furcht. Im letzten Grunde gelten sie als neidisch auf den Lebenden und ihnen mißgünstig, da diese im Genusse der Güter sich befinden, die ihnen, den Toten, für immer entrissen sind. Das zeigt sich z. B. in charakteristischer Weise in dem Brauch der Totenhochzeit. Wenn ein junger Mann unverheiratet stirbt und sein Bruder nimmt ein Weib, so erfüllt das nach dem Glauben der Dschagga den Toten mit Mißgunst, die begütigt werden muß, sollen nicht schwere Folgen für den Mann, die Frau oder das Kind entstehen. Da wird dann die Frau als das Weib des Verstorbenen proklamiert, auch das Kind wird Kind des Verstorbenen genannt. Beim Jahresanbruch werden den Toten kleine, freiwillige Opfer dargebracht. Es mag sein, daß ein Sohn seinem toten Vater auch einmal aus Liebe ein Opfer bringt. Aber das sind Ausnahmen. Die Regel ist, daß der Dschagga seinen Ahnengeistern nur dann Opfer bringt, wenn ihn die Furcht dazu bewegt, um ihren Zorn zu begütigen.

In welcher Weise zeigen nun die Geister, daß sie ein Opfer beanspruchen? Auf zweierlei Art. Erstens direkt, durch Zeichen. Wenn z. B. nachts im Gehöft eine Eule ruft oder ein Schakal anhaltend heult, so sind das Boten der hungrigen Geister. Auch Haustiere mit ganz bestimmter, z. B. schwarzer Farbe, gelten als von den Geistern für sich gezeichnet. — Hauptsächlich aber zeigen diese ihren Zorn über lange Vernachlässigung durch Krankheiten, die sie über Familienglieder verhängen. Ist daher bei den Dschagga jemand ernstlich erkrankt, so kommt man alsbald auf den Gedanken, daß ein erzürnter Geist daran schuld ist. Um nun herauszubekommen, welchem Geist man zu opfern habe, geht man zum Wahrsager. Dieser ist die Mittelsperson, das Medium, durch welches

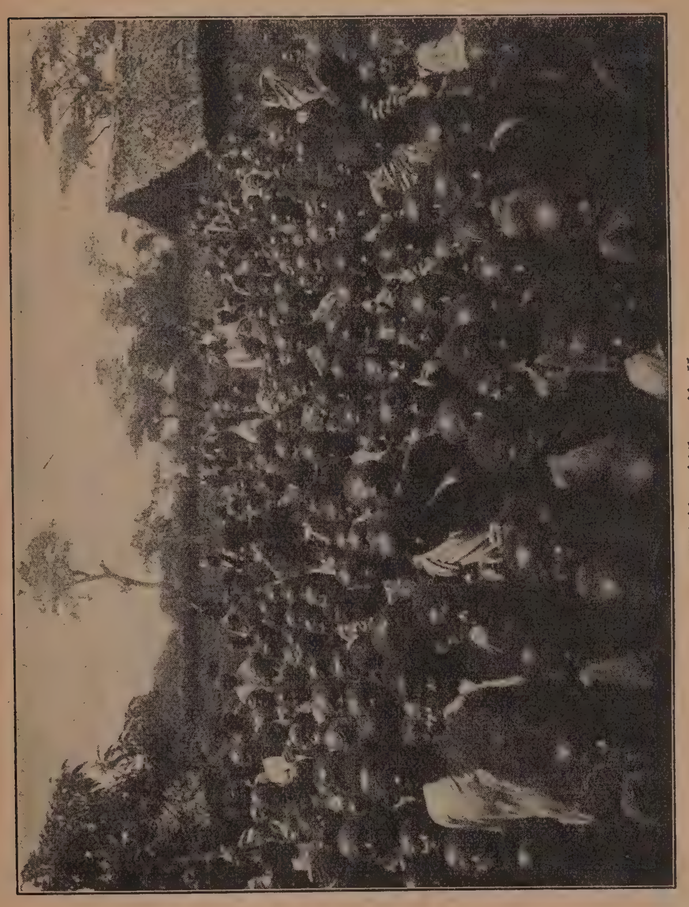
die Geister mit ihren lebenden Angehörigen verkehren. Er befragt nun die Geister durch eine Art Los und teilt schließlich dem Abgesandten mit, welchem Geist das Opfer und was für ein Opfer ihm darzubringen sei, bzw. ob die Geister überhaupt durch ein Opfer zu begütigen seien, d. h. ob die Krankheit einen guten oder einen schlechten Ausgang nehme. Eine Krankheit kann übrigens nach dem Glauben der Dschagga auch verursacht werden durch eine Verzauberung, die nichts mit den Geistern zu tun hat (s. u.); auch dies gibt der Wahrsager an.

Nehmen wir nun an, das Opfer sei dem Geist des Vaters darzubringen und bestehe in einer Ziege. Wie schon erwähnt, findet die Opferung statt an der Stätte, wo der Schädel des Vaters beigesetzt ist. Man hält das Tier mit der Hand, spuckt ihm auf den Kopf und spricht dabei etwa folgendes Gebet: „Du, mein Vater, Mkilema — der Tote wird mit seinem Namen genannt; er heißt also in diesem Fall Mkilema — hier ist die Ziege! Wende doch deine Augen auf den Kranken, daß er gesund werde! Erhöre, erhöre, o König, der du so groß bist wie Erde und Himmel, laß dich erbitten! Wenn du es bist, der ihn ergriffen hat, so mache ihn nun gesund, Herr, dann wirst du noch eine andere Ziege erhalten. Iß du und dein Weib esse die Eingeweide, sie möge die Weiber der ganzen Sippe dazu rufen. Sie sollen sich alle zusammenfinden, diese Ziege essen und sodann diesen Menschen gesund machen."

Hilft aber das Opfer an den toten Vater nicht, so ist der Opfernde weit davon entfernt, auf den Gedanken zu kommen, daß es mit der Macht der Geister nichts sei. Sondern er zieht daraus den Schluß, daß es eben nicht der Geist des Vaters sei, der den Kranken „ergriffen" habe, daß er also dem unrechten Geist geopfert habe; er opfert dann, auf Geheiß eines anderen Wahrsagers, vielleicht dem Großvater. Ist auch das erfolglos, so wendet man sich an einen weiteren Geist. Es kommt bei reicheren Leuten, bei Häuptlingen manchmal vor, daß Dutzende von Rindern geschlachtet werden bei einem einzigen Kranken, und ärmeren Leuten kosten die Opfer manchmal ihren Viehbestand. Oft, bei hartnäckiger Erkrankung, kommt man auf den Gedanken, daß ein unbekannter, in ferner Zeit verstorbener Vorfahr die Krankheit geschickt habe. An diesen wendet man sich nicht direkt mit Opfer und Gebet, sondern man bittet da etwa den Großvater, d. h. seinen Geist, daß er jenem unbekannten Geist das Opfer überbringe und bei ihm Fürsprache für den Kranken einlege. Es geschieht aber auch, daß, wenn alle den Geistern dargebrachten Opfer nichts fruchten, die Menschen

verzweifeln und die Geister lästern. Da ruft einer dann wohl aus: „Wenn mir doch jemand den Weg zeigte zu den Geistern, daß ich sie vernichten könnte mit dem Schwerte!"

Nicht selten führen auch die Dschagga ihre Geister an der



Afrikanisches Volk.

Nase herum. Sie geloben dem Toten ein Stück Vieh, wenn er den Kranken gesund mache. Ist dieser dann genesen, so unterläßt man das Schlachten einfach. Überhaupt machen sie es sich leicht mit dem Opfer. Zwar in der Landschaft

Madschame werden den Geistern noch ein Paar Streifen Fleisches hingeworfen, die aber im Verhältnis zum ganzen Tier nichts besagen wollen. In Moschi aber unterläßt man auch dies; das Opfertier wird ganz und gar von den Opfernden verzehrt. Diese helfen sich dabei mit dem schönen Satz, daß die Toten ja nur Schatten seien, so könnten sie auch nur den Schatten des Opfertieres essen.

Jeder dient nur den Geistern der eigenen Familie und zwar etwa bis zum Urgroßvater. Darüber hinaus werden verehrt die Ahnen der ganzen Sippe oder des Geschlechtes. Die Dschagga zerfallen in eine große Anzahl Sippen, von denen jede einen besonderen Namen trägt; jede Sippe umfaßt eine Reihe einzelner Familien; ihnen opfert die ganze Sippe und zwar in heiligen Hainen, von denen jede Sippe einen besitzt; sie gelten als die Orte, an denen die Vorfahren der gesamten Sippe gesessen haben. Doch diese Opfer sind selten; denn diese Urahnen stehen dem einzelnen ferner. Die Religion der Dschagga ist Familienreligion; sie beruht auf der über das Grab hinausdauernden Familiengemeinschaft. Die Ehrfurcht und die Dienstwilligkeit gegenüber den Familienhäuptern sind die religiösen Pflichten der Dschagga, von denen für den einzelnen Segen oder Unsegen abhängt. Dieser Glaube ist gewiß nicht ganz ohne wirklichen religiösen und sittlichen Gehalt. Der wertvolle religiöse Gedanke, der dem Ahnendienst zugrunde liegt, ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele des Menschen. Und insofern die Familienhäupter als göttliche Mächte gelten, ist dieser Glaube eine Mauer um die Gemeinschaft der Familie, auf der die Ordnung in der menschlichen Gesellschaft beruht, ein Damm gegen die Selbstsucht des einzelnen, die ja alle menschliche Gemeinschaft unmöglich machen würde. Gewiß hat daher dieser Glaube eine gewisse, die Macht des Bösen beschränkende Gewalt im Heidentum unserer Dschagga. — So sicher das ist, so steht doch nicht minder fest, daß es ein trostloser Glaube ist. Der Bann der Geisterfurcht macht unsere Dschagga zu Knechten ihr Leben lang. Das Gefühl der Liebe hat der Dschagga den Geistern gegenüber nicht. In Aufzeichnungen, die von einem unserer intelligentesten Dschagga-Lehrgehilfen über den Geisterglauben für mich entworfen worden sind, stehen die Sätze: „Auch beschimpft man sie (die Geister). Und schlechte Dinge, wenn den Dschagga solche begegnen, kommen nach ihrer Meinung von den Geistern. (Dann sagt man:) „Pfui, ist das ein schlechtes Ding! Es ist schlecht, wie die Geister!" Europäern gegenüber

pflegen die Dschagga gelegentlich ihre Geister selbst mit dem Suaheliwort „washaitani“ = Teufel zu bezeichnen.

Neben der Furcht vor den Toten steht das Mißtrauen gegen die Lebenden. Das hängt mit dem Zaubereiglauben zusammen. Man ist überzeugt, daß es Menschen gibt, die die Macht haben, einem, ohne daß man es weiß, zu schaden an Leib und Leben. Wenn sie nur ein Stückchen Fingernagel von dir haben, ja nur den Fußtapfen, auf den du getreten bist, so können sie dich mittels dieses Stückchen Fingernagels oder dieses Fußtapfens verzaubern, dich siech machen oder dich töten. Und da man nun nicht weiß, ob nicht unter den nächsten Nachbarn einer ist, der mit dieser geheimnisvollen Macht ausgestattet ist, so ist der ganze Verkehr der Menschen untereinander durch Mißtrauen vergiftet. Wenn man von einem Essen oder Bier angeboten bekommt, so wird man nicht eher davon genießen, bis der, der es angeboten, selbst zuerst davon gekostet hat.

Neben dem Zaubereiglauben steht noch ein Wust anderen Aberglaubens. Die Meinung, daß Zwillinge den Eltern Unglück bringen, hat schon vielen unschuldigen „Würmchen“ das Leben gekostet. Eines der Kinder wurde stets auf die Seite geschafft, es wurde ihm der Kopf eingedrückt oder das Genick umgedreht, oder es wurde einfach in den Busch geworfen, wo die Hyäne es wegholte. Jetzt wagt man aus Furcht vor der deutschen Regierung dies nicht mehr offen zu tun, aber im geheimen geschieht es zweifellos dennoch.

Grauenhaft ist auch die Macht der Lüge unter unseren Dschagga. Jedes zweite orde dritte Wort ist ein Schwur. Aber ein solcher Schwur ist ebensoviel, d. h. ebensowenig wert, wie eine einfache Versicherung. Die Sprache hat kein Wort für den Begriff: „Bekennen“. Es ist ein dem Dschagga ganz unvollziehbarer Gedanke, wie jemand, der etwas Böses getan habe, dazu kommen könne, es freiwillig einzugestehen. Wenn er nicht auf frischer Tat ertappt ist, wird jeder sein Vergehen so lange in Abrede stellen, als er überhaupt kann. Nur durch das Gottesurteil, von dem zu reden hier zu weit führen würde, kann nach der Meinung der Dschagga der Bösewicht unfehlbar dazu gebracht werden, zu gestehen. Für ein solches unter dem Einfluß des Gottesurteils getanes Geständnis haben sie allerdings ein Wort.

Auch das leibliche Elend unserer Dschagga ist nicht gering. Hilflos, oft auch der nötigsten Pflege bar liegt der Kranke in der dunklen rauchigen Hütte. Erbarmung muß das Los der

kleinen Kinder wecken. Den schwer verdaulichen Bananenbrei, die saure Kuhmilch, Bier, das alles spuckt die Mutter aus dem eigenen Mund ihrem Säugling in den seinen. Oft mehr tot als lebendig werden die armen Würmchen zu uns gebracht, und es ist nicht übertrieben, daß gut die Hälfte der Kinder schon in ihrer allerersten Lebenszeit an dieser verkehrten Behandlung zugrunde gehen.

In stumpfer Ergebung erwartet der Dschagga endlich den Tod, da er hinabsteigen wird in das finstere Reich der Schatten, wo jegliche Freude zu Ende ist.

Wir sehen daher, unsere Dschagga sind nicht glückliche Kinder der Natur; auch sie sind arme Heiden, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes.

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig.

Auflage 120 000. Auflage 120 000.



Titel-Kopf der „Kleinen Missionsglocke". (Verkleinerung.)

Die kleine Missionsglocke.

Illustriertes Missionsblatt für die Jugend

herausgegeben von

Frau A. von Lewinski

in **Freiburg i. Br.**

Monatlich eine Nummer in Quartformat.

Preis jeder Nummer 1 Pfennig.

100 und mehr Nummern an eine Adresse versandt gehen portofrei; 1—8 Nummern kosten 3 Pf., 15 Nummern 5 Pf., 40 Nummern 10 Pf. und 80 Nummern 20 Pf. Porto. (Im deutsch-österreichischen Postgebiet.) Jede Nummer ist auch einzeln zu haben. Bestellungen und Zahlungen bitten wir an den Verlag der Evang.-luth. Mission zu Leipzig, Carolinenstraße 17, zu richten.

Der frische Ton und die Billigkeit ermöglichen die weiteste Verbreitung.

Probenummern umsonst und franko zu Diensten.



Gebirgsbach am Kilimandscharo.

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig.